

Eins



Wie würdest du dich fühlen mit zerrissener Hose, aufgeschürftem Knie, einer Ladung Sand in der Wunde, dazu noch eingequetscht zwischen Betonwand und Dornengestrüpp, und das Ganze um halb fünf Uhr morgens? Ich fühle mich jedenfalls kaputter als nach vier Stunden Mathe bei Frau Dr. Weckerle-Dünnbier. Und als wäre das alles nicht schon schlimm genug, kommt nun auch noch der Lichtkegel einer Taschenlampe immer näher. Ich mache durch die Zweige die Umrisse von zwei Männern aus. Sie sind ziemlich groß und ziemlich breit. Was wollen die bloß nachts vor dem Museum am Löwentor? Und ich spüre Lea neben mir, die sich verzweifelt die Nase zuhält. Wieso macht die das? Stinken tut es hier nicht, es riecht nach Erde und Blättern und Nacht. Oder ist sie etwa allergisch gegen das Grünzeug hier? Wenn sie jetzt niest, haben wir wohl ein großes Problem.

Einer der beiden Männer steht am Haupteingang des Museums und macht sich an der Tür zu schaffen. Er hantiert mit etwas herum, einem Schlüssel oder einer Karte. Der andere schaut sich die ganze Zeit um, er wirkt angespannt und funzelt mit seiner Taschenlampe durch die Gegend. Ich spüre, wie meine Knie zittern, und um ehrlich zu sein, mir ist zum Heulen zumute.

Würde ich vor Lea natürlich niemals tun. Ich mache die Augen zu und versuche, an ein ganz, ganz leises Tier zu denken, um mich zu beruhigen. Ich stelle mir ein Aquarium vor. Stumme Fische, die langsam umhergleiten und schweigend

ihre Mäuler auf- und zuklappen. Das hilft. Aber nur einige Sekunden lang. Dann tauchen im Wasser Knochenfische auf, mit widerlichen Gesichtern und riesigen Zähnen, die immer näherkommen. Sicher gibt es die auch drüben im Museum, allerdings in versteinelter Form. Ich mache die Augen wieder auf. Der eine Kerl sucht immer noch mit seiner Taschenlampe den ganzen Vorplatz ab. Ich höre Lea neben mir hektisch atmen, und es beruhigt mich kein bisschen, dass sie offensichtlich genauso viel Angst hat wie ich. Ich denke an den Anruf, der mir das hier eingebrockt hat, und beame mich innerlich ein paar Stunden zurück, bis zum vergangenen Nachmittag, als alles noch gut war.

Ich bin schon seit Stunden in unserer Speisekammer zuge. Zumindest nennen mein Papa und ich sie Speisekammer, auch wenn schon lange kein Essen mehr drin ist. Wir benutzen sie eigentlich als Raum für alles, also um Gerümpel zu verstauen, als Gästezimmer oder eben für meine Hobbys.

In der Kinderzeitung bringen sie gerade eine Serie über ungewöhnliche Museen in Baden-Württemberg. In der letzten Ausgabe war es zum Beispiel das Schweinemuseum in der Nähe vom Gaskessel und davor das Schulmuseum in Obersulmweiler (auch wenn ich auf ein Schulmuseum verzichten könnte). Ich finde die Idee mit den kleinen Museen großartig. Deshalb habe ich beschlossen, mir in der Speisekammer ein verrücktes Leon-Museum einzurichten. Alle Sachen, die ich jemals gesammelt habe, bekommen einen eigenen Platz. An der Wand hängen noch eine Menge alter Regale, die sind wie gemacht dafür. Für jedes Stück der Ausstellung schreibe ich einen Zettel mit einer Erklärung und der passenden Jahreszahl, soweit ich sie noch weiß. Dann klebe ich einen Streifen Tesa auf das Papier, damit es

ein bisschen professioneller aussieht, und bringe das Schildchen am Regal unter dem Ausstellungsgegenstand an.

Direkt neben der Tür platziere ich das Plastikperlenarmband mit meinem Namen, das sie mir nach meiner Geburt im Charlottenhaus umgebunden haben. Daneben kommt der Kaninchenschädel, den ich im Urlaub auf Amrum gefunden habe, außerdem mein erstes Matchbox-Auto und natürlich die wertvolle Versteinerung, die ich von meiner Mama geerbt habe. Dass meine Mutter gestorben ist, ist schon sehr lange her. Papa sagt, sie war eine verrückte Sammlerin von lauter Kleinkram. Das meiste davon sei wertlos gewesen, aber die Schieferplatte aus der Urzeit habe er für mich aufgehoben. Und auch, wenn ich mich gar nicht mehr an Mama erinnern kann, habe ich vielleicht doch die Sammelwut von ihr geerbt.

Einen besonderen Platz, auf dem Nachtschränkchen neben dem Gästebett, gebe ich dem Glas mit Pinguinfedern von Frau Frack. Die hat mir Lotta gegeben, Frau Fracks Pflegerin. Frau Frack ist ein Brillenpinguin. Sie war vor Kurzem spurlos aus ihrem Zoogehege in der Wilhelma verschwunden, und wir, das heißt das Detektivteam Eriba, haben uns auf die Suche gemacht und den Fall Frau Frack gelöst.

Als ich das Glas mit den Pinguinfedern auf das Schränkchen stelle, fällt mir auf, dass wir ja gar keinen Detektivausweis oder eine Marke oder so etwas haben für unser Team Eriba. Ich kann zwar nicht besonders gut zeichnen, aber einen Ausweis brauchen wir unbedingt. Dieses Vorhaben bekommt gleich einen Platz auf meiner Liste der Dinge, die ich noch erledigen will. Die Liste für heute und morgen lautet:

- Mein Museum vollständig aufbauen
- Frau Frack in der Wilhelma besuchen

- Meiner Freundin Abi nach Äthiopien eine WhatsApp schicken
- Skateboard fahren üben
- Einen Detektivausweis entwerfen

Zeit habe ich heute mehr als genug, denn es ist Wochenende und ich bin alleine zu Hause. Eigentlich wollte Papa heute mit mir in die Wilhelma gehen. Beim Frühstück war noch alles klar, aber kurz darauf bekam er einen Anruf und schaute schon beim Telefonieren so verlegen zu mir rüber. Dann brummelte er was von „nur mal kurz in die Kanzlei, tut mir leid, Dicker“, und weg war er. Das war vor fünf Stunden, und seitdem warte ich auf ihn. Ich hätte es wissen müssen, immer wenn er „Dicker“ zu mir sagt, klappt etwas nicht oder er hat ein schlechtes Gewissen oder irgendetwas ist schiefgegangen. Ich hätte mir also denken können, dass dieser Samstag gelaufen ist. Trotzdem bin ich jetzt ein bisschen sauer. Es ist schon halb drei, ich habe Hunger und habe jetzt schon fast den ganzen Samstag zu Hause rumgesessen und auf Papa gewartet.

Das Telefon klingelt. Ich renne hin, es könnte ja Papa sein, der sich mit mir direkt am Eingang zur Wilhelma verabreden will. Ich habe kaum Zeit „Leon Lustig am Apparat“ zu sagen, da muss ich den Hörer schon einen halben Meter vom Ohr weghalten, um keinen Hörschaden zu kriegen. „Hi, ich bin's!“, schallt es aus dem Lautsprecher. „Bin schon am Hauptbahnhof. Mach dir keine Mühe, ich kenne den Weg!“ Aufgelegt.

Ich habe keine Ahnung, wer das sein kann. Ich erwarte keinen Besuch. Oder habe ich da etwas nicht mitbekommen? Vielleicht hat sich ja einfach nur jemand verwählt. Ich denke mir nichts weiter und suche in unserer Kruschtschublade in der Küche

nach breitem Klebeband. Eine halbe Rolle ist noch da. Breit genug, um das ausgedruckte Bild vom Eriba so zu bekleben, dass es wenigstens ein bisschen so aussieht wie ein echtes Foto auf Fotopapier. Auf dem Bild sind Papa und ich in Italien zu sehen, und im Hintergrund der Eriba. Unser Eriba ist wirklich der schönste Wohnwagen der Welt. Die neuen sehen aus wie ganz normale Wohnwagen, aber unserer ist ein echter Oldtimer. Er hat eher die Form eines Bonbons, außerdem ist er unten weinrot, oben weiß und innen drin total eng und kuschelig.

Ich mache mich hochkonzentriert daran, eine Schicht Klebeband auf das Foto zu kleben. Gerade habe ich den ersten Streifen auf das Papier gebracht, ohne zu knittern, da klingelt es an der Tür. Gedankenverloren drücke ich auf den Summer und öffne die Wohnungstür. Komisch, normalerweise macht Papa im Treppenhaus nicht so ein Getöse, schon wegen der Nachbarn. Ich hätte vielleicht doch die Sprechanlage benutzen sollen. Viel Zeit, darüber nachzudenken, habe ich nicht: Das schnaufende Geschöpf, das da die Treppen hochspringt, kommt schon in Sichtweite. Von oben sehe ich völlig verwuschelte kurze Haare, ein blaurot gestreiftes Fußballtrikot, einen Rucksack, ein Netz mit drei Fußbällen drin und zwei Füße in Sportschuhen, die immer abwechselnd zwei Stufen auf einmal nehmen und dann auf einer Stufe fünf Trippelschritte machen. Als wären die drei Stockwerke nicht schon stressig genug. Ich überlege kurz, ob ich nicht sicherheitshalber einfach in die Wohnung zurückgehen und die Tür hinter mir zuschlagen soll, da ist es schon zu spät. Das Wesen stürzt auf mich zu und schlägt mir brachial auf die Schulter.

„Hi Leon, alles cool bei dir?“

Nun erkenne ich die Stimme. Es ist meine Cousine Lea – mein Bäsle, wie Oma Mimi sagen würde. Sie trägt jetzt eine Kurzhaarfrisur, die ziemlich zottelig aussieht. Die gruftigen schwarzen Klamotten hat sie durch ein schlabbrigcs Sportoutfit ersetzt. Lea bemerkt meinen ungläubigen Blick und fährt sich mit der Hand über die Haare.

„Ist besser beim Duschen, weißt du, nach dem Training.“

Ich hätte mir denken können, dass Lea sich wieder neu erfindet. Als wir beide noch klein waren, war Pink bei ihr der Hit. Man konnte ihr alles schenken – wenn es pinkfarben war, fand sie es toll. Hello Kitty war das Größte für sie, und sie hatte große Ähnlichkeit mit Prinzessin Lillifee. Letztes Mal, als sie bei uns war, brauchte sie dann auf einmal alles in Schwarz. Schwarze Klamotten waren ihr so wichtig, dass sie sogar lieber Papas schwarze Poloshirts von der Leine stibitzte, bevor sie Klamotten einer anderen Farbe angezogen hätte. Und jetzt hatte sie sich ein weiteres Mal komplett verwandelt. Ich grinse sie anerkennend an.

„Vorbei mit der Emu-Phase?“

„Erstens Emo und zweitens war ich nie einer, weißt du doch.“

Lea schiebt mich zur Seite, stapft geradewegs durch die Küche und wirft ihr Gepäck in die Speisekammer – besser gesagt, sie wirft ihr Gepäck in mein Museum!

„Der Koffer kommt dann noch mit dem Bahn-Gepäckservice“, ruft sie mir über die Schulter zu.

„Wieso Koffer – bleibst du länger?“

„Hat dir dein Vater nichts gesagt?“

Lea begutachtet mit hochgezogenen Augenbrauen die Sachen, die ich auf dem Regal aufgereiht habe.

„Ich wohne für dieses Schuljahr bei euch. Voll süß, deine kleine Leon-Ausstellung.“

Ich atme tief durch. Ich habe Lea wirklich gern, wenn sie nicht gerade angibt oder so. Aber hier wohnen? Wieso das denn? Und warum werde ich gar nicht gefragt? Den Plan, mit meinem Museum in die Kinderzeitung zu kommen, kann ich dann wohl auch vergessen. Die Speisekammer ist also wieder ein Gästezimmer – wenn man das so sagen kann bei einem Gast, der hier einzieht.

Lea hat in der Zwischenzeit schon ihren Rucksack aufgemacht, eine Menge Sportklamotten auf dem Boden verstreut und ein zerknittertes Poster herausgezogen von einem völlig verschwitzten Typen, der mit Siegermiene in die Kamera schaut und einen Fuß auf einen Ball stützt, als wäre er ein erlegter Löwe.

„Ah, da ist ja Tesa, super“, bemerkt sie sichtlich zufrieden und beginnt, die letzte freie Wand meines Museums mit Fußballbildern zu dekorieren.